

Es ist gefährlich, ein Freund der Tschechen zu sein

VON HANS JÄCKL AUS SAAZ

Ich heiße Hans Jäckl, ich bin im Juli 1928 in Komotau geboren. Bis 1945 lebte die Familie meiner Eltern in Saaz und wohnte im Gebäude des Gymnasiums in der Dienstwohnung, weil mein Vater dort Direktor gewesen ist. Er war Direktor bis 1943. Er hat die nazistischen Methoden gegen die Juden abgelehnt und war zu dieser Zeit nicht mehr tragbar. Er wurde daraufhin eingezogen zur Deutschen Armee und ist an die Ostfront gekommen. Von dort ist er aber körperlich unversehrt in diese Familienwohnung bzw. Dienstwohnung im Gymnasium in Saaz zurückgekehrt. Ich selbst war mit sechzehn Jahren zum Arbeitsdienst eingezogen worden, bin aber zurückgekommen, wenn auch mit wundgelaufenen Füßen. Ich kam auch in diese Elternwohnung.

Wir vernahmen täglich schwere Gewalttaten der Russen und vermutlich auch der Tschechen gegen die deutsche Bevölkerung von Saaz. Wir wollten noch flüchten, aber es kam nicht mehr dazu. Am 3. Juni, an diesem Sonntag, hörten wir durch Lautsprecher, dass sich alle deutschen Männer zwischen 15 und 65 Jahren auf dem Ringplatz, so wurde der Marktplatz genannt, versammeln müssten. Wir liefen los, so schnell wir konnten, wurden aber unterwegs mit Schlägen und mit Gewehrkolben und Pfiffen bedacht. Am Marktplatz eingetroffen, war schon eine große Menge von Männern aufgestellt. Wir reihten uns ein. Wir sahen, dass vorne dran jemand lag; man sagte, er sei niedergeschossen worden, es sei ein Schneider aus Saaz gewesen. Die anderen Deutschen erzählten noch, dass am Branka-Tor jemand erschossen worden sei. Ich habe es aber nicht gesehen.

Nach langem Warten – es dürften sechs oder sieben Stunden gewesen sein – am späteren Nachmittag setzte sich dann dieser riesige Zug in Bewegung. Wir wurden bergab über die Kettenbrücke geführt und kamen schließlich in Postelberg an.

Es ging durch das Tor in die Kaserne. Nachdem das Tor geschlossen war, begann also das Fluchen und Prügeln, das Schießen und Erschießen, das bis zum letzten Tag angehalten hat.

Am nächsten Morgen, am 4. Juni, mussten wir aufstehen, unsere Oberkörper entkleiden und in Reihe antreten zum Abgeben der Schmuckstücke, der Ringe und der Uhren. Diese wurden in Tüten gesteckt und in Körbe geworfen. Wir mussten die Hände heben, damit kontrolliert wurde, ob jemand eine (SS-) Tätowierung hat. Wer eine solche Tätowierung hatte oder wer sonst irgendwie aufgefallen ist, wurde in ein abgeäuntes Karree im Hof der Kaserne hineingetrieben. Ich sah dort die beiden Studienräte Dr. Enders und Dr. Herrmann.

Während der darauf folgenden Nacht ertönten Schreie und Schüsse. In der Morgendämmerung hörten wir dann einen Ruf, später wurde mir erklärt, das hätte *Vichni na svá místa* geheißen, also „jeder auf seinen Platz“. Dieses Kommando war eigentlich sinnlos, aber die Männer dort in der Mitte verstanden es als Kommando zum Aufstehen. Die Posten waren beunruhigt und schossen hinein. Es ertönten wieder Schreie und Flüche, aber das war noch in der Nacht. Am Morgen wurden dann die Toten und Verletzten herausgeschleppt und in die Schutzgräben am Rande des Kasernenhofes geworfen, und wer noch lebte, bekam noch einige Schüsse hinterher. Man kann sagen, dass in diesen Tagen generell jede Verwundung den Tod bedeutete; auch jeder Schwächeanfall. Mein Vater saß erstarrt neben mir. Ich rührte meinen Kopf nicht, um nicht aufzufallen. Es war eine bedrückende Stille in dem ganzen Hof. Plötzlich erhob sich ein Mann und rief, er sei Offizier gewesen und wolle als solcher behandelt werden. Er wurde vom Kommandanten des Hofes, den sie Marek nannten, an die Gräben geführt und von hinten erschossen.

Am 3. oder 4. Tag – das weiß ich jetzt nicht mehr genau – hieß es, junge Männer sollen sich am Eingangstor melden. Ich vermutete, dass es zu einem Arbeitseinsatz ging und wollte loslaufen. Aber mein Vater hielt mich zurück und sagte, „wenn ich hier nicht mehr herauskomme, übergebe ich Dir die Verantwortung für die Familie“. Und das hat mich irgendwie erschüttert. Aber dann gab er mir die Hand und ich lief los, kletterte auf den Lastwagen, der am Tor wartete, und wir wurden zum Flugplatz in Stankowitz gefahren. Dort mussten diese jungen Deutschen – es werden etwa dreißig gewesen sein – die schweren Bomben, die im Gelände gelegen hatten, zusammenschleppen. Es gelang uns; es explodierte keine. Zu Mittag gab es



Das sog. Branka-Tor (Liebot-schaner Tor) in Saaz, Durchgang in Richtung Ringplatz (Foto: Privatarhiv Kalckhoff)

tatsächlich Suppe und ein Stück Brot, und wir mussten bis zum Abend weiterschleppen.

Am Abend wurden wir mit dem Lastauto wieder in die Kaserne nach Postelberg zurückgefahren. Ich suchte meinen Vater am selben Platz, aber er war nicht mehr da. Danach ertönten Kommandos, und wir wurden in die Kasernengebäude hineingetrieben, also in die Ställe und in die Gänge. Ich fand Platz an einem vergitterten Fenster und schaute hinaus. Ich sah, dass aus dem abgezäunten Karree die Männer herausgetrieben wurden. Sie mussten sich im Kasernenhof aufstellen, etwa acht oder zehn nebeneinander, die Arme einhängend, und warteten. Um die Kolonne herum waren Tschechen mit Maschinenpistolen, also Soldaten. Sie stellten sich auf, und wenn ich mich recht erinnere, waren auch noch berittene Soldaten mit Maschinenpistole um die ganze Gruppe herum. Über diese Reiter bin ich aber nicht ganz sicher. Als die Sonne versunken war, wurde das Kasernentor, das Hoftor geöffnet und die Gruppe marschierte hinaus. Ich schätze, dass es etwa 800 Männer gewesen sein dürften. Vielleicht auch etwas mehr. Ich sah meinen Vater nicht, aber ich hatte wohl Grund anzunehmen, dass er unter diesen Männern war.

Dieses Erleben hat mich seelisch verändert. Ich habe jahrzehntelang darunter gelitten. Ich habe eigentlich von diesem Abend an auf dem Kasernenhof nichts mehr aufgenommen. Es mag noch mehr passiert sein, es ertönten weiter Schreie und Schüsse und Flüche, aber ich nahm nichts mehr auf, ich weiß nur, dass wir nach etwa einer Woche uns aufstellen mussten, aus der Kaserne herausgeführt wurden, und sich die Marschkolonne wieder in Richtung Saaz in Bewegung setzte.

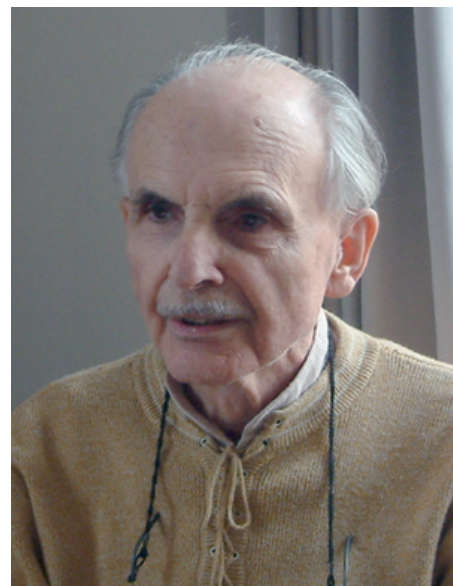
Auf dem Marsch nach Saaz ging vor mir in der Reihe ein Mönch, ein ziemlich dicker Mönch. Er wurde von seinen Nachbarn gestützt, aber ich sah, dass er nicht mehr konnte. Schließlich trat er aus der Reihe hinaus und setzte sich an den Straßenrand. Ein Soldat trat hinter ihn und erschoss ihn. Er rollte in den Straßengraben und niemand kümmerte sich darum.

In Saaz kam ich in das Lager in der Schwimmschule, das waren mehrere Baracken in der Nähe der Eger, und von dort wurde nach einigen Tagen ein Transport auf einem Lastzug zusammengestellt, und zwar nach Kladno. Ich kam in das Lager Dubí und erlebte dort zum ersten Mal, was ein Konzentrationslager ist. Es waren unheimlich viele Männer zusammengepfercht in den Baracken. Halb Sterbende lagen vor den Duschräumen, zu essen habe ich nichts bekommen.

Aber schon nach einem Tag wurden wir wieder auf Lastwagen verladen und es ging nach Libusín. Libusín ist ein Ort in der Nähe von Kladno, und dort in einem Gasthaus, im Saal im ersten Stock, da waren Doppelstockbetten aufgestellt, und es waren schon Deutsche aus Prag

einquartiert. Die meisten total abgemagert und husteten, wahrscheinlich hatten sie Tuberkulose. Jeder bekam ein Bett, und am nächsten Morgen schon um 5.30 Uhr hieß es antreten, jeder bekam ein Stück Brot. Schon ein größeres Stück, vielleicht 300 Gramm und einen halben Liter Suppe, und dann ging es zum *dul* [Zeche] „Max“, er war so einen Kilometer entfernt, und wir mussten also mit den tschechischen Hauern einfahren unter Tage und beim Fördern der Steinkohle helfen. Die tschechischen Hauer schlugen die Kohlen ab und schaufelten sie in die Hunte oder Loren, und wir mussten diese aus den Seitenstollen zum Hauptstollen ziehen. Das war Schwerstarbeit. Früher haben das Pferde gemacht. Die Frühschicht dauerte bis um 14 Uhr. Danach mussten wir die Lampen abgeben, jeder hatte natürlich so eine Grubenlampe, und die Deutschen mussten in die *šmanty* [Schlämmerei]. *Šmanty* war ein großes Becken, in dem der Kohlenstaub mit Wasser niedergeschlagen worden war, und hier mussten wir diesen Schlamm, diesen Kohlenstaubschlamm mit Schaufeln wieder in die Loren oder Hunte schippen, auf eine Anhöhe hinaufschieben und dort oben in Lastwagen hineinkippen. Von dort wurden sie ins Gaswerk gefahren. Diese *Šmanty*-Arbeit dauerte mindestens zweieinhalb Stunden, manchmal drei Stunden, und danach wurden wir dann in der Kolonne in das Lager im Gasthaus in Libusín zurückgebracht. Also achteinhalb und zweieinhalb bis drei Stunden, das sind elf bis elfeinhalb Stunden täglich schwerste Arbeit. Ab Abend gab es nichts mehr, und so war das täglich. Nur an Sonntagen und an Feiertagen war die *Šmanty* geschlossen, und da mussten wir zu einer zweiten Schicht einfahren. Da gab es also zweimal acht Stunden Arbeit unter Tage.

Also, ich konnte absehen, dass ich das nur ein paar Wochen durchhalten würde, und ich entschloss mich zu fliehen, stiftete einen meiner Klassenkameraden, den Gerhard Illing, der mit dort war, an, und wir kletterten in der Nacht durch das Toilettenfenster, sprangen in den Hof und kletterten über die Mauer und konnten aus diesem Lager flüchten. Wir konnten einen Tag laufen, übernachteten auf einem Getreidefeld und lebten von den Äpfeln, die von den Bäumen gefallen waren. Wir wurden aber am



Hans Jäckl (Foto: Förderverein Saaz)

Morgen von den Bauern, die auf das Feld kamen, entdeckt. Die meldeten es der Polizei. Aber wir waren mit 16 und 17 Jahren natürlich niemals bei der SS gewesen. Daraufhin wurden wir in einen Steinbruch geführt zum Erschießen. Wir standen an der Wand und warteten. Aber es kamen mit dem Motorrad irgendwelche Tschechen aus Libusín und sagten: *To jsou ti kluci*, also: „Da sind die, die wir suchen.“ Wir wurden herausgeführt, in ein Auto verfrachtet und nach Libusín zurückgebracht. Die Wachmannschaft in Libusín hat sich wieder gerächt, weil es uns gelungen war, zu flüchten. Wir wurden noch einmal zusammengeslagen. Also, diese körperlichen Verletzungen haben mich ein Leben lang gezeichnet.

Nach fünf Monaten erschien ein Posten auf dem *dul* „Max“ und suchte mich. Ich wurde herausgerufen. Die Schicht war zu Ende. Er führte mich zum Bahnhof, und ich wurde nach Saaz gebracht. In Saaz traf ich meine Mutter und die jüngeren Geschwister wieder. Vom Vater hörten wir nichts mehr. Er ist in Postelberg geblieben; er gehört zu den Erschossenen.

Es ist irgendwie aufschlussreich: Gerade im Zusammenhang mit so einer Aufnahme denke ich an diesen Vater. Er war ein Freund der Tschechen. Er sprach fließend Tschechisch, was er in Prag während seines Studiums gelernt hatte. Von meinen Großeltern wurde er nur der „Tschech“ genannt, weil er immer für die Tschechen Partei ergriffen hatte in diesen Volkstumskämpfen. Er war vor der Ehe mit einer tschechischen Frau befreundet, hatte eine Liebschaft also, und die dauerte auch während der Ehe an. Sie führte zum Zerwürfnis in der Ehe. Ich weiß sogar, wer diese Frau war, sie war Postbeamtin in Jechnitz. Er hat sie öfters besucht.

Nachdem wir nun ausgewiesen wurden im Februar 1946, wartete meine Mutter noch lange auf die Rückkehr ihres Mannes, aber er kam nie mehr. Einmal sagte sie nachdenklich: „Dein Vater war ein Freund der Tschechen, aber er kam durch die Tschechen um. Es ist gefährlich, ein Freund der Tschechen zu sein.“

Das ist ungefähr das, was ich mir vorgenommen habe, hier zu sagen.

Es war die absolute Rechtlosigkeit, die mich heute noch empört

VON KURT ECKERT AUS SAAZ

Mein Name ist Dr. Kurt Eckert, ich bin 77 Jahre alt, geboren in Herrlich (Hrdlovka), Kreis Dux. Bald sind meine Eltern nach Saaz verzogen, und ich ging in Saaz in die Volksschule, später auch in die höhere Schule. Mit fünfzehneinhalb Jahren wurden wir eingezogen zur Flak. Und dann war ich eineinhalb Jahre in Brüx, da ist also dieses große Hydrierwerk, und da waren wir eingesetzt. Nach dem Krieg bin ich wieder zu Fuß nach Saaz zurück, und wir wurden am 3. Juni auf dem Saazer Ringplatz zusammengetrieben und mussten dann diesen sogenannten Todesmarsch nach Postelberg vollführen. Für uns war das damals als Siebzehnjährige nicht weiter schlimm, aber ich kann mir vorstellen, dass das für die Älteren wesentlich schlimmer war. Heute könnte ich solche Märsche nicht mehr durchstehen. Im Hintergrund hörte man immer wieder das Schießen, da wurde dann wieder ein Mensch, der nicht mehr weiter konnte, erschossen und in den Straßengraben gelegt.

In Postelberg habe ich als sehr schmerzlich empfunden, dass wir nachts in einen Pferdestall getrieben wurden, und die tschechischen Bewacher haben nachts dann durchs Fenster in die Menge geschossen. Man hörte das Schreien, und es war Zufall, wer erwischt wurde. Also es waren nicht etwa Leute, die bei der Partei waren oder so, sondern normale Bürger, die eben durch Zufall erschos-

sen wurden. Es war eine absolute Rechtlosigkeit, die mich heute noch empört. Wenn einem der Wachleute ein Gesicht nicht gefallen hat, wurde einfach mit einem Knüppel darauf eingeschlagen usw. Also das sind meine Erinnerungen, und ich bin Arzt und weiß, dass das sogenannte posttraumatische Syndrom, das ist also ein Trauma, das was man da erlebt hat, und dieses Trauma verfolgt einen. Ich muss sagen, es verfolgt mich heute noch, manchmal träume ich nachts noch davon, jetzt nach sechzig Jahren. Es ist entsetzlich, es war ein absolutes Verbrechen, dass man diese Horde von Mördern, von sadistischen Mördern, auf eine wehrlose Stadt losgelassen hat. Das ist das, was ich heute noch empfinde, und ich werde auch heute nie mehr nach Böhmen reingehen, weil ich da einfach nicht mehr rein will.



Dr. med. Kurt Eckert
(Foto: Förderverein Saaz)